



Newsletter vom 3. 11. 2024

Inhalt

Es schläckt's kei Geiss weg: Unterricht bleibt der Kern der Schule	2
31. Oktober 2024, von Marianne Wüthrich	2
Die bildungspolitische «Gegenreformation»	5
Journal 21, 27. Oktober 2024, Carl Bossard	5
Ihre Schüler bestimmen, wann Prüfung ist.....	8
Tages-Anzeiger, 26. Oktober 2024, Politik & Wirtschaft, Sebastian Schanzer	8
«Ohne Trainer kein Erfolg»	9
NZZ am Sonntag, 27. Oktober 2024, Debatte, Leserbriefe.....	9
Verloren in der Lernlandschaft.....	10
NZZ am Sonntag, 20. Oktober 2024, Wissen, Matthias Meili	10
Das Langzeitgymnasium muss erhalten bleiben	12
NZZ, 24. Oktober 2024, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach.....	12
Abschaffung des Langzeitgymnasiums.....	14
NZZ, 30. Oktober 2024, Meinung & Debatte, Leserbriefe	14
Ideologische Grabenkämpfe	15
NZZ, 1. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief	15
Schule ohne Selektion und Noten. Ist das die Lösung?	16
8. 9. 2024 Mario Andreotti.....	16
Veranstaltungshinweise	17
Digitale Hilfsmittel an den Schulen – ab welchem Alter und in welchem Mass?	17
Starke Volksschule Zürich, 4. November 2024	17
Gewalt und Mobbing in der Schule - braucht es ein Fach Empathie?	17
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 20. November 2024.....	17



Nicht verpassen: 4. Nov. 2024 in Zürich Unser Diskussionsabend zum Thema Digitalisierung ganz konkret

Digitale Hilfsmittel an den Schulen – ab welchem Alter und in welchem Mass?

Starke Volksschule Zürich, 4. November 2024

Referenten

Philipp Zopp, Sekundarlehrer, Wetzikon

Hedwig Schär, Primarlehrerin, Sirnach

Ort und Datum

Montag, 4. November 2024, 19:00

[Mehr...](#)

The flyer features the logo of Starke Volksschule Zürich at the top. The main title is 'Digitale Hilfsmittel an den Schulen – ab welchem Alter und in welchem Mass?'. Below this, it states 'Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion' on 'Montag, 4. November 2024, 19.00 Uhr' at the 'Pfarreizentrum Liebfrauen, Foyer, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich'. The referents are listed as Philipp Zopp (Sekundarlehrer, Wetzikon) and Hedwig Schär (Primarlehrerin, Sirnach). A section titled 'Digitale Hilfsmittel in der Oberstufe: Nur wenn sie einen klaren Mehrwert bieten' includes a quote from Philipp Zopp: 'Philipp Zopp wird uns berichten, wie er in seinen Sekundar-Klassen digitale Hilfsmittel verwendet. In der Oberstufe ist dies mit Mass und passend zu den Lernzielen und Projekten sicher sinnvoll. Philipp Zopps Position: «Ich setze digitale Hilfsmittel im Unterricht gezielt und bewusst ein. Sie sollten nur dann verwendet werden, wenn sie einen klaren Mehrwert gegenüber analogen Methoden bieten, andernfalls sehe ich keinen Grund für ihren Einsatz.»'. A small portrait of Philipp Zopp is shown to the right. At the bottom, it notes that Philipp Zopp has been a teacher for 13 years and is currently a practising teacher at PHZH, and that he has been accompanying students at PHZH since 10 years ago.

Es schläckt's kei Geiss weg: Unterricht bleibt der Kern der Schule

31. Oktober 2024, von Marianne Wüthrich

Manchmal kommt man sich vor wie in einem Perpetuum mobile. Auch wenn längst hundert- und tausendfach belegt ist, dass der lehrergeführte Unterricht unverzichtbar ist für einen guten Lernerfolg, melden sich in unseren Medien immer wieder Leute zu Wort, die glauben herausgefunden zu haben, dass das «selbstregulierende Lernen» eben doch besser funktioniere und erst noch die Chancengleichheit stärke.

Neue Wege?

Um es gleich vorwegzunehmen: Neu sind die Wege nicht wirklich, welche die beiden Lehrerinnen in Basel beschreiten («Ihre Schüler bestimmen, wann Prüfung ist»). Vielmehr sind hier die Grundzüge des gescheiterte Konzepts des Lehrplan 21 (Kompetenzorientierung, Selbstorganisiertes Lernen SOL, Lernlandschaften) und der Lehrerbildung an den PHs (individualisiertes Coachen statt Klassenunterricht) leicht erkennbar. Wenn man den Riesenaufwand zusammenzählt, den die Lehrerinnen für ihre «regelmässigen Lerndialoge mit jedem einzelnen Kind zu seinen individuellen Kompetenzen» und für die Gespräche mit den Eltern haben – wäre es da nicht sinnvoller, die kostbare Schulzeit für einen Klassenunterricht einzusetzen, wo alle Kinder gemeinsam voranschreiten können und auch genug Zeit für das individuelle Arbeiten bleibt?

Nadelöhr für den Unterricht

Es ist wohlthuend, dass Carl Bossard demgegenüber den Kompass beharrlich auf das Ziel einer kindgemässen Schule ausrichtet. Eindringlich warnt er, dass ob der ganzen heutigen Betriebsamkeit das



«Kerngeschäft» Unterricht zu kurz kommt, und er führt zurück zum Wesentlichen: «Und alles, was die Schule leisten soll, muss durch das Nadelöhr des Unterrichts hindurch – und durch die Interaktion zwischen Lehrerin, Lehrer und der Schulklasse. Die Bildungspolitik darf diese Institution darum nicht überlasten und sie nicht ständig verändern.»

Gut, dass inzwischen auch die FDP den Finger auf die Schiefelage der Volksschule legt und fordert: «Zurück zum Bildungsauftrag!» Letzterer wird aufs Gröbste missachtet, wenn wir unsere Kinder als Versuchskaninchen für pädagogisch unhaltbare Experimente benutzen und dann feststellen müssen, dass ein Viertel von ihnen in neun Schuljahren nur mangelhaft lesen, schreiben und rechnen gelernt hat.

Klassenunterricht nicht gleich Paukerschule

Für die Praktikerin im Schulzimmer klingt der von Schreibtischpädagogen bemühte Radikalgegensatz zwischen «Stoff in die Köpfe füllen» und selbstorganisiertem Tun der Schüler reichlich konstruiert. Hanspeter Amstutz weist in seinem Leserbrief darauf hin, dass erfahrene und einfühlsame Lehrkräfte selbstverständlich den Unterricht so gestalten, dass neben der gemeinsamen Erarbeitung des Lernstoffes auch die Eigenaktivität der Schüler ihren Platz hat. Der Lehrerin obliegt es einzuschätzen, wann und wieviel in ihrer Klasse Sinn macht. Amstutz' Bemerkung: «... ohne intensive Vorarbeit in Form eines traditionellen Unterrichts läuft bei den meisten Schülern gar nichts» gilt übrigens nicht nur für Sek-B-Schüler. Auch wenn lernstarke Klassen selbständige Lernphasen besser bewältigen können, brauchen sie dennoch die Anregung und Anleitung durch die Lehrerin. So berichtet ein KV-Lehrer, der in einer Laptop-Klasse an der BMS als Stellvertreter einsprang und computerfrei unterrichtete, dass die Schüler erfreut riefen: «Endlich normaler Unterricht!»

Sogar viele Uni-Studenten stellten nach dem Fernunterricht in der Corona-Zeit fest, dass ihnen der Lehr- und Lernbetrieb an der Uni gefehlt hatte, und zwar nicht nur der Austausch mit den Kollegen, sondern auch die Vorlesungen und Übungen mit den Dozenten und Assistenten.

Menschliches Lernen ist Beziehungsgeschehen

Denn menschliches Lernen findet – nicht nur in der Volksschule – im sozialen Bezug statt, wie Carl Bossard nicht müde wird zu betonen. An dieser Tatsache redet man vorbei, wenn man die Fähigkeit zum «selbstregulierten Lernen» an drei schematischen Voraussetzungen festmachen will, wie dies zum Beispiel Erziehungswissenschaftler Yves Karlen tut («Verloren in der Lernlandschaft»). Manch ein Schüler kennt passende Lerntechniken und füllt eifrig Voci-Kärtli aus, mag sich aber trotzdem nicht ans Lernen seiner Vokabeln setzen. Wenn er dies hingegen mit einer Mitschülerin zusammen tun kann, dann kommen beide voran und es macht erst noch Spass.

Langzeitgymnasium und Sekundarschule: Kein Entweder-oder

Den Leserbriefschreibern in der NZZ kann ich mich anschliessen: Warum soll das Langzeitgymnasium nicht als einer der Wege in unserem vielfältigen Bildungswesen bestehen bleiben? Warum sollen leistungsstarke und lernfreudige Schülerinnen nicht schon nach der 6. Klasse die Wahl haben zwischen der Mittelschule und einer späteren Berufslehre? Die Abschaffung des Langzeitgymis ist der falsche Ansatz für eine nachhaltige Verbesserung unseres Bildungswesens. Wir können noch lange um den heissen Brei herumreden: Den Rotstift müssen wir bei der Volksschule ansetzen. Wir brauchen wieder eine Schule und besonders eine Oberstufe, wo die Jugendlichen sich optimal auf eine (anspruchsvolle) Berufslehre oder eine weiterführende Schule vorbereiten können.

Einmal mehr: Was heisst Chancengleichheit?

Damit sind wir schon mitten im Bereich Selektion und Inklusion, Leistungsdruck und Noten, mit dem sich weitere Autoren in unserer Sammlung befassen.

Dass das Elternhaus für die Chancen eines Kindes in seinem Leben eine wesentliche Rolle spielt, darüber sind wir uns glaube ich alle einig. Wir Pädagogen dürfen aber nicht dabei stehenbleiben, sondern sollten uns an erster Stelle auf die Aufgabe der Schule und der Lehrkräfte konzentrieren.



Deren Bestreben muss es sein, zur Chancengleichheit für alle Kinder beizutragen. Auch hier kommen wir nicht darum herum festzuhalten: Sie ist am besten gewährleistet im Klassenunterricht, in der persönlichen Lernbeziehung zwischen der Lehrerin und ihren Schülern. Letztere müssen natürlich auch etwas dazu tun, damit sie vorankommen. Nur mit Ziehen und Stossen geht gar nichts. «Sie müssen uns halt motivieren», erklärte einer meiner Berufsschüler, der keine Lust hatte, seinen Einsatz zu leisten. «Irrtum», antwortete ich, «Sie müssen sich selbst motivieren. Ich helfe Ihnen gerne dabei.» Er grinste, und schon war die Lernbeziehung wiederhergestellt.

Ist es weniger entmutigend für ein Kind, wenn es im (tiefsten) «grünen» Niveau lernt, als wenn es die Note Drei bekommt («Die Schüler bestimmen, wann Prüfung ist»)? Wie Mario Andreotti festhält, können Noten eine motivierende Wirkung haben, wenn sie mit einem «Weiter so!» der Lehrerin verbunden sind («Schule ohne Selektion und Noten. Ist das die Lösung?»). Oder mit einem «Du kannst mehr!», ist zu ergänzen. Wenn das Kind hingegen in der Inklusionsklasse im grünen Niveau steckenbleibt und miterleben muss, wie seine Gspänli längst im blauen oder gelben Bereich lernen, ist nicht einzusehen, inwiefern dieser Zustand seinen Mut und damit die Chancengleichheit fördern soll.

Zum «Menschenrecht auf Inklusion» ist deshalb zu bemerken: Jedes Kind hat das Recht auf Integration ins staatliche Bildungssystem. Vielen in ihrer Lernfähigkeit oder ihrem Lernverhalten beeinträchtigten Schülern nützt es dagegen wenig, wenn sie in einer Regelklasse sitzen, wo der Zug an ihnen vorbeifährt. Die pädagogische Aufgabe ist halt um vieles anspruchsvoller als ein plakativer Spruch. Die adäquate Förderung und Anleitung geht für das eine in der Regelklasse am besten, für ein anderes in einer Kleinklasse – immer darauf ausgerichtet, dass es, wenn immer möglich, später wieder in die Regelklasse einsteigen kann. Manche schaffen den Anschluss auch erst nach der Volksschule, zum Beispiel in der Berufslehre, dann kann es aber zuweilen kometenhaft aufwärtsgehen.

Ob mit der Abschaffung der Noten auch der Leistungsdruck von uns Menschen genommen werden kann, ist eine tiefergehende Frage. Die Anforderungen des Lebens sind uns gegeben. Deren Bewältigung ist oft ungemein anstrengend, kann aber dem Einzelnen auch enorme Freude und Genugtuung geben. Wie oft war ich beeindruckt vom Durchhaltewillen meiner 16-jährigen Schüler im 1. Lehrjahr, die vom gemütlichen Leben in der 3. Sek in die Realität des Berufsalltags geworfen wurden. Hier begann der Arbeitstag um 7 Uhr, und manch einer war zum ersten Mal im Leben ernsthaft gefordert. Die grosse Mehrheit schaffte es, diesem oft enormen Leistungsdruck standzuhalten. Wie stolz waren sie auf ihr erstes gelungenes Werkstück, auf den ersten selbstverdienten Lohn. Leistungsanforderungen gehören zum Leben, sie müssen keine unzumutbare Belastung sein, auch nicht in der Schule.



Die bildungspolitische «Gegenreformation»

Journal 21, 27. Oktober 2024, Carl Bossard

Die Schweizer Schulen haben einen Wirbelwind an Reformen hinter sich. Radikal wurden sie in den letzten Jahren umgebaut – alles mit dem Ziel, den Unterricht effizienter zu «machen». Doch die Lernleistungen sinken. Klagen gibt's schon lange. Nun kommt Kritik erneut auch von parteipolitischer Seite.



Klassenunterricht als dialogisches Geschehen (Keystone/Christian Beutler)

«Volksschule am Anschlag» lautet der Befund der Schweizer «FDP. Die Liberalen»¹. In einem Positionspapier fordert die Partei ein «Zurück zum Bildungsauftrag». Sie will die Primarschule nicht länger über Gebühr mit frühen Fremdsprachen und Inklusion durch integrativen Unterricht strapazieren. Ein «Reduce to the max!», lautet die Maxime. Es ist eine Rückkehr zum Kern des Bildungsauftrags und damit zum Eigentlichen und Wesentlichen der Primarschule. Diese pädagogische Wende will Wirkkraft und Verbindlichkeit des Unterrichts verbessern. Die NZZ spricht von einer «Gegenreformation»². Und die FDP ist überzeugt: «So retten wir die Volksschule.»³

Reformen führen zu inhaltlicher Überfülle

Mit enormem Aufwand wurde die Primarschule während der vergangenen 25 Jahre umgebaut. Das Zauberwort hiess «Transformation». Das Schulsystem kannte vor allem eines: die Addition. Die Wirtschaft verlangte Frühenglisch, die nationale (Kohäsions-)Politik drängte auf Mittelfrühfranzösisch, der Dachverband Economiesuisse forderte einen möglichst digitalisierten Unterricht. Postuliert wurde das individualisierte, autonome Lernen, eigenverantwortet und selbstorganisiert. Über den Lehrplan 21 mit seinen 363 Kompetenzen und den 2'300 Kompetenzstufen sollte der Unterricht evidenzbasiert erfolgen und von aussen steuerbar sein.⁴

¹ <https://www.fdp.ch/positionen/bildung-forschung-innovation/bildung> [abgerufen: 26.10.2024]

² David Biner, Die Gegenreformation, in: NZZ, 12.10.2024, S. 13.

³ <https://www.fdp.ch/aktuell/medienmitteilungen/medienmitteilung-detail/news/so-retten-wir-die-volksschule> [abgerufen: 26. 10. 2024]

⁴ Eine neue Studie zeigt: Die Schulreformen der vergangenen Jahrzehnte haben kaum den erhofften Erfolg gebracht. Sie konnten die Bildungsleistung nicht verbessern. Die vielen Steuerungselemente erwiesen sich



Dazu kam die forcierte Integration von Kindern mit Lern- oder Verhaltensschwierigkeiten. Das Behindertengleichstellungsgesetz von 2004 führte zum Prinzip der integrativen und inklusiven Schule: Alle Kinder, auch solche mit besonderem Förderbedarf, sollten möglichst gemeinsam unterrichtet werden. Kleinklassen verschwanden, separate Sonderklassen gibt es kaum mehr.

Wenn die Zeit zum Üben fehlt

Vieles ist dazugekommen – weggenommen wurde wenig. Das hat Konsequenzen: Die Lehrpläne sind dichter geworden, die Lehrmittel dicker, die Klassen heterogener. Die Folgen sind spürbar: Die Unruhe in den Klassenzimmern nimmt zu, Druck und Hektik steigen, Verweilen und Vertiefen nehmen ab. Viele Dinge werden nur noch kurz gestreift. Inhalte lösen einander schnell ab. Sie prägen sich nicht tief ein, werden kaum Erfahrung und bleiben Bruchstück. Der Raum zum Vertiefen ist eng. So wird Unfertiges zum Dauerzustand.

Für einen lernwirksamen Unterricht aber sind Üben, Festigen und Anwenden unabdingbar. Das gilt – so antiquiert es klingt – besonders für die Grundfertigkeiten Rechnen, verstehendes Lesen und korrektes, kohärentes Schreiben: Je mehr wir etwas im täglichen Leben und unter Druck brauchen, desto intensiver müssen wir es trainieren, sagt die Forschung. Genau dazu fehlt vielfach die Zeit.

Der Unterricht verkommt zur Nebensache

Alles wäre wichtig, nur das «Kerngeschäft» Unterricht käme zu kurz. So die Aussage vieler Lehrpersonen. Warum? Die Koordinationen unter den vielen Fachlehrpersonen einer Klasse kosten Zeit, ebenso die zahlreichen Kontrollen und Elterninformationen. Da dominieren Absprachen in Jahrgangsteams und Fachgruppen, da erhalten Evaluation und Dokumentation Priorität, da gefährdet «ein Berg von unterrichtsferner Administration» den Grundauftrag, berichten Klassenlehrerinnen. Zutage tritt das schale Gefühl: Für den Unterricht bleibt den Lehrerinnen und Lehrern immer weniger Zeit; er verkommt nicht selten zur Nebensache.

Der Kern des Unterrichts

Darum häufen sich die Klagen. Die Lern- und Bildungswirksamkeit nehme ab, die Effizienz der Lernprozesse schwinde, heisst es. Darauf verweisen Eltern und Lehrmeister, Berufsbildnerinnen und Universitätsprofessoren. Auch die rasante Zunahme privater Lerninstitute ist ein Alarmzeichen. Das bildungspolitische Grundsatzpapier der FDP nimmt dieses Unbehagen auf und artikuliert es in 17 Handlungsfeldern. Das Manifest will die curriculare Überfülle und die Sprachlastigkeit der heutigen Primarschule minimieren, die gesteigerte Heterogenität über die forcierte Integration reduzieren, die Bürokratie beschneiden und den Unterricht auf den Kern des schulischen Auftrags konzentrieren.

Schule ist vor allem Unterricht

Auf scharfen Widerstand stösst das Bildungspapier der FDP beim SP-Politiker Matthias Aebischer. Inklusion sei ein Menschenrecht, behauptet der Berner Nationalrat. Er spricht von einem «Schuss ins Blaue in Unkenntnis der Materie», seine Parteikollegin, die Solothurner Ständerätin Franziska Roth, gar von einem Rückfall ins letzte Jahrhundert.⁵ Anders sieht das beispielsweise die GLP-Vizepräsidentin Katja Christ: «Wir dürfen unsere Kinder nicht als Versuchskaninchen missbrauchen.» Ihre Partei, die Grünliberalen, stimmt – wie die SVP – in vielen Kritikpunkten mit der FDP überein.

Die bürgerlichen Parteien wollen in der Tendenz die Schule entlasten und sie auf den eigentlichen Kernauftrag zurückführen, dies im Wissen um die illusionslose Tatsache: Schule ist vor allem

als unwirksam: Richard Münch, Oliver Wiecezorek: Effektive Schulsteuerung? Bilanz einer globalen Reformagenda. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 2024, S. 245ff.

⁵ René Donzé: Jetzt geht der Kampf um die Schule erst recht los. In: NZZaS, 23.06.2024, S. 1; ders. et al.: Bitte nachsitzen. In: NZZaS, 13.10.2024, S. 12.

Unterricht. Und alles, was die Schule leisten soll, muss durch das Nadelöhr des Unterrichts hindurch – und durch die Interaktion zwischen Lehrerin, Lehrer und der Schulklasse. Die Bildungspolitik darf diese Institution darum nicht überlasten und sie nicht ständig verändern.⁶

Das pädagogische Dreieck ist ein fragiles Konstrukt

Das Geschehen im Sozialverband Klasse, das Handeln im Binnenraum des Dreiecks «Lehrperson – Unterrichtsinhalt als Kulturgut – Schülerinnen und Schüler», das ist der Kernbereich der Schule. Hier geschieht das Entscheidende; hier entsteht die Qualität des Unterrichts.

Diese Triade ist ein fragiles und störungsanfälliges Konstrukt. Konstanz und Kontinuität geben ihm Halt und ermöglichen die Lernprozesse. Emotional tragende Beziehungen zwischen den Lehrpersonen und ihren Kindern bilden das Fundament für eine hohe Lernqualität.



Das Eigentliche und Wesentliche des Unterrichts: die Mikroprozesse des Lernens im pädagogischen Dreieck (Bild: Keystone/Christian Beutler/bearbeitet: Carl Bossard)

Weniges, gut unterrichtet, ist meist mehr

Wer dieses Dreieck mit Inhalten und Ansprüchen überlastet, bringt die Lehrpersonen an ihre Grenzen – und auch viele Schülerinnen und Schüler. Er gefährdet die Lernprozesse. Genau das geschieht zurzeit; die Schule hat zu viele Aufgaben übernommen. Sie ist in Atemnot geraten. Das FDP-Positionspapier will den Kernbereich stärken, indem es den Unterricht entlastet. Im gefüllten und oft überkomplexen Alltag der Schule geschieht vieles, wenig aber wirkt. Das zeigt die empirische Unterrichtsforschung. Dieses Wenige, gut unterrichtet, ist für die Lernprozesse meist mehr.

⁶ Gegen das permanente Verändern spricht sich vor allem der deutsche Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth aus, vgl.: Jürgen Kaube: Wehret den Idealen. In: FAZ, 12.10.2024, S. 12.



Ihre Schüler bestimmen, wann Prüfung ist

Tages-Anzeiger, 26. Oktober 2024, Politik & Wirtschaft, Sebastian Schanzer

Innovativer Unterricht in Basel • Sie verzichten auf Prüfungsnoten, setzen auf autonomes Lernen und Gespräche mit den Kindern: Zwei Lehrerinnen an einer Primarschule gehen neue Wege und überzeugen damit selbst kritische Eltern.

Sechs Tische für 18 Schulkinder? Das geht nicht auf. Im Klassenzimmer der Primarschule Gotthelf, in dem Beatrice Schuler und Funda Walti ihre Fünft- und Sechstklässler unterrichten, spielt das aber keine Rolle. «Für einen grossen Teil der Zeit lernen die Kinder im Gang, am Boden, an Tischen - einfach dort, wo es ihnen passt und sie konzentriert arbeiten können», sagt Funda Walti. Seit zwei Jahren unterrichten die beiden Primarlehrerinnen in einer Form, die für Basel-Stadt selten ist - mit der Schule im Gotthelf haben sie einen Ort gefunden, der ihr Konzept stützt.

Der augenscheinlichste Unterschied zum herkömmlichen Unterricht: Die Kinder erhalten für die Leistungserhebungen während des Schuljahres keine Noten. «Nicht, weil wir Noten falsch finden», betont Schuler. «Unser Konzept sieht einfach eine andere Form der Beurteilung vor.» Anstelle von Punkten und Ziffern zwischen 1 und 6 kommen hier drei Farben zur Anwendung - Grün für das Erfüllen der Grundanforderungen, Blau für die erweiterten Anforderungen und die Farbe Gelb bekommen die «Experten und Expertinnen». Eine Gesamtnote, die auch vor allfälligen Rekursen bestehen muss, gibt es gleichwohl - zum Ende des ersten Semesters und des Schuljahres.

Nur selten Frontalunterricht

Die Beurteilungsform ist für die beiden Pädagoginnen aber gar nicht das Entscheidende. Ihr Ziel ist dasselbe wie bei allen anderen Schulen: dass die Kinder innerhalb eines fixen Zeitraums die vom Lehrplan festgesetzten Kompetenzen erlernen. Der Weg dahin führt aber über enge persönliche Begleitung, über regelmässige Lerndialoge mit jedem einzelnen Kind zu seinen individuellen Kompetenzen und über Gespräche mit den Eltern - «zugegeben: ein aufwendiges Verfahren», sagt Schuler. Das Vorgehen sieht im Klassenzimmer jeweils so aus: Ein neues Thema, beispielsweise die vier Fälle im Fach Deutsch, wird während zweier Wochen in einer Inputphase eingeführt. Dabei verwenden sie verschiedene Methoden, wobei selbst entdeckendes Lernen und Partnerarbeiten im Vordergrund stehen, während der Frontalunterricht selten eingesetzt wird. Danach führt jedes Kind mit der Lehrerin eine Standortbestimmung durch. Je nach Thema kann diese Überprüfung in mündlicher oder schriftlicher Form erfolgen. «Dann sehen wir den Lernstand des Kindes und zeigen ihm die nächsten Schritte auf beziehungsweise wo es für den weiteren Lernfortschritt ansetzen muss», so Walti.

In den folgenden Wochen, der sogenannten Vertiefungsphase, geniessen die Schulkinder viel Zeit und Freiheit, um sich die noch fehlenden Kompetenzen im eigenen Tempo, aber begleitet von den Lehrpersonen anzueignen oder sie eben zu vertiefen. «Ob es darum geht, die Grundanforderungen zu erreichen oder zur Expertin zu werden, ist von Kind zu Kind unterschiedlich», sagt Schuler. Jedes Kind arbeite auf seinem Niveau, im grünen, blauen und gelben Bereich.

«Was wir damit in erster Linie erreichen wollen, ist, dass die Kinder lernen, sich selbstständig zu organisieren und zu arbeiten. Sie sollen lernen, einzuschätzen, wie viel Zeit und Aufwand sie für ein Thema investieren müssen und wo ihre Stärken und Grenzen liegen», führt Schuler aus. Denn den Zeitpunkt für die Prüfung zum Thema bestimmen die Kinder selbst. «Wenn sie denken, ihre Kompetenzen erreicht zu haben, und sie sich für die Überprüfung bereit fühlen, melden sie sich an», sagt Funda Walti. «Das kann auch mehrmals geschehen, aber mindestens eine Kompetenzüberprüfung pro Thema müssen sie schreiben.» Danach gibt es statt Noten ein Gespräch, in welchem die Leistung besprochen und erneut die nächsten Schritte formuliert werden.

Die Zweifel der Eltern

Mit der individuellen Vertiefungsphase solle übermässiger Druck genommen werden, den sich Schüler und Schülerinnen oft ganz natürlich selbst aufsetzten. «Wir wollen ihnen vermitteln, dass



sie sich über das Erreichte freuen dürfen, auch wenn sie beispielsweise in ihren Augen nur die Grundanforderungen erfüllen», sagt Walti. «Es stärkt ihr Selbstbewusstsein, wenn sie sich in ihrem Tempo bewegen und lernen können. Mehr Erfolgserlebnisse sind gegeben, wenn sie in kleineren Schritten vorankommen und diese auch erreichen.»

Auch die Chancengerechtigkeit werde durch ihr Konzept gestärkt, denn: «Dass Eltern sich noch mit dem Kind zum Lernen hinsetzen, ist bei der vielen Lernzeit im Unterricht kaum nötig. Das entlastet auch die Eltern», so Walti. Hausaufgaben sieht das Konzept der beiden Pädagoginnen daher als selbten Ergänzung zum Unterricht oder freiwilliges Üben vor.

Einige Eltern zeigten sich zunächst kritisch gegenüber dem neuen Konzept. Durch die fehlenden Noten befürchteten manche einen Kontrollverlust, weil sie nicht wüssten, wo ihr Kind stünde. «Das konnten wir aber mit den Gesprächen auffangen. Die Eltern konnten dabei sein, mitreden, ihr Kind selbst befragen», sagt Schuler. Nach dem ersten Semester der 5. Klasse und spätestens nach den Übertrittsgesprächen im zweiten Semester des 6. Schuljahres seien jedenfalls die Zweifel beseitigt worden. Nun seien die meisten Eltern überzeugt. «Sie freuen sich, welche Weiterentwicklung ihr Kind in diesem gegebenen Lernumfeld erreichen konnte.»

Das Thema der Benotung beziehungsweise der Beurteilung der Leistungen von Schulkindern befindet sich schweizweit im Umbruch. In der Stadt Luzern gibt es ab Sommer 2026 in der Primarschule und ab Sommer 2027 auf der Sek während des Semesters keine benoteten Prüfungen mehr, weil man dort die Objektivität und die lernförderliche Wirkung von Noten bezweifelt.

Auch in Basel werden zunehmend solche Stimmen laut: Spreche man mit Lehrpersonen darüber, so merke man schnell, dass es «knirsche» im Gebälk, sagte Urs Bucher, Leiter des Bereichs Volksschulen in Basel, jüngst dieser Redaktion. Entsprechend sehe man Änderungsbedarf bei der aktuellen Praxis. Allerdings geniessen die Schulstandorte schon heute die Freiheit, eine eigene Haltung im Umgang mit Beurteilung zu schaffen.

Ob das Konzept von Schuler und Walti Schule macht? «Wir haben es schon mehrmals anderen Lehrpersonen hier an der Schule vorstellen dürfen», sagt Walti. «Manche Lehrpersonen wollen es auch probieren, andere bleiben lieber bei den Noten.»

«Ohne Trainer kein Erfolg»

NZZ am Sonntag, 27. Oktober 2024, Debatte, Leserbriefe

«Verloren in der Lernlandschaft» Das sogenannt selbstregulierte Lernen (SOL) erfordert laut Definition vom Lernenden drei grundlegende Fähigkeiten: methodisches Können, Motivation und die Fähigkeit zu Planung und Selbstreflexion. Verfügt ein Kind oder ein Jugendlicher darüber? Ja, motivieren können sie sich – aber reicht dies?

Analog zum schulischen Lernen gelten auch im Sport die drei selben Grundfähigkeiten – aber kennt ein Zehnjähriger die geeigneten Trainingsmethoden, kann eine Sechzehnjährige sich selbst den Trainingsplan schreiben? Mir ist kein Leistungssportler bekannt, der ohne Trainer Erfolg hatte.

Armin Tschenett, Luzern

Selbstorganisiertes Lernen kann bei Jugendlichen mit gutem Arbeitsverhalten in dosierter Form eine wertvolle Ergänzung sein. Bei Lernschwächeren ist aber grösste Vorsicht geboten. Wenn selbst Jugendliche an Gymnasien finden, dass eigenverantwortliches Lernen in vielen Fällen zu schlechteren Resultaten führt, dann sieht es in Sek-B-Klassen noch viel düsterer aus.

Ich habe jahrzehntelang mit Jugendlichen dieser Abteilungen als Klassenlehrer gearbeitet und einiges in alternative Lernformen investiert. Das Ziel des selbständigen Lernens gilt es vor Augen zu haben, doch ohne intensive Vorarbeit in Form eines traditionellen Unterrichts läuft bei den meisten



Schülern gar nichts. Gefestigte Lerntechniken und eine umsichtige Förderung der Leistungsfreude bleiben dabei zentral für den schulischen Erfolg.

Nicht abgedruckt: Den Zugang zu eigenverantwortlichem Lernen finden Jugendliche besser, wenn eine Lehrperson für eine Sache begeistern kann und den spannenden Dialog mit der Klasse sucht. Der Funke, der die Entdeckerfreude der Jugendlichen entzündet, geht oft von einer als Vorbild wirkenden Lehrerpersönlichkeit aus. Den Klassenunterricht so zu optimieren, dass die Schüler interessiert ein Stück Welt kennen lernen wollen, ist allein schon eine grosse Herausforderung. In diesem Ausbildungsbereich muss der Hebel angesetzt werden, bevor die Öffnung zu mehr Selbständigkeit erfolgt.

Hanspeter Amstutz, Fehraltorf (ZH)

Verloren in der Lernlandschaft

NZZ am Sonntag, 20. Oktober 2024, Wissen, Matthias Meili

Selbständiges Lernen gilt der zeitgenössischen Pädagogik als eine Schlüsselkompetenz. Ihre Vermittlung fällt der Schule jedoch anhaltend schwer – was an den Kindern, aber auch am Lehrpersonal liegt. Von Matthias Meili

Wochenpläne für Schülerinnen und Schüler gehören heute in der Primarschule zum Alltag. Darin tragen die Kinder ihre Lernziele ein, teilen den dafür notwendigen Aufwand ein, beginnen eigenständig mit den Recherchen und beurteilen zuletzt selbst, ob sie erfolgreich waren oder nicht. Wochenpläne, möglichst individuell angepasst und selbständig erstellt, sind heute ein wichtiger Baustein im selbstorganisierten Unterricht. Schon früh sollen die Kinder so ihren Lernprozess aktiv mitgestalten.

Was so einfach und strukturiert tönt, scheitert indessen oft an der kindlichen Realität. Viele Schülerinnen und Schüler sind überfordert. Sie verzetteln sich, sind verwirrt oder wissen schlicht nicht, was von ihnen verlangt wird. Was folgt, sind Tränen, Chaos und Überforderung.

Das Problem: Die wenigsten Kinder verfügen in diesem Alter über das Rüstzeug für einen selbstorganisierten Unterricht wie Lernateliers, in denen die Schüler an individuellen Aufträgen arbeiten, Lernlandschaften mit Lernateliers und Gruppenräumen, Werkstattunterricht oder Projektarbeiten. «Um darin erfolgreich zu sein, müssen die Kinder zuerst die Fähigkeiten für das selbstregulierte Lernen erworben haben», sagt Yves Karlen, Erziehungswissenschaftler an der Universität Zürich.

Karlen erforscht das Thema selbstreguliertes Lernen und seine Bedeutung für die Pädagogik seit fast fünfzehn Jahren. An der Fachhochschule Nordwestschweiz, wo er bis vor einem Jahr tätig war, hat er in Zusammenarbeit mit Modellschulen und Lehrpersonen die Förderung des selbstregulierten Lernens umgesetzt und evaluiert.

Strategien entwickeln und Durchhaltewillen

Selbstreguliertes Lernen erfordert gemäss Definition vom Lernenden drei grundlegende Fähigkeiten: Erstens geeignete Lernstrategien kennen, etwa ein Aufgabenheft, Karteikärtchen fürs Wörtlernen, eine Mind-Map in Projektarbeiten, aber auch althergebrachte Methoden wie eine Zusammenfassung oder einen Aufsatz schreiben oder auch einmal etwas auswendig lernen. Zweitens die Motivationsfähigkeit: Nur wer den nötigen Biss mitbringt und auch einen Durchhaltewillen bei Widerständen zeigt, kann erfolgreich sein. Drittens sind sogenannte metakognitive Fähigkeiten wie Planungsfähigkeit, aber auch die Selbstbeobachtung und Reflexion des eigenen Lernprozesses entscheidend.



Laut Yves Karlen haben Menschen, die ihren Lernprozess selbst regulieren können, ihr ganzes Leben lang Vorteile. «Lernende mit besseren Lernstrategien, die sie intelligent kombinieren, erbringen bessere Schulleistungen.» Das zeige sich auf allen Schulstufen, vom Kindergarten über die Primarschule bis zur Universität.

Untersuchungen haben gezeigt, dass Studierende, die diese Techniken nicht beherrschen, mehr Studienabbrüche, schlechtere Noten, eine längere Studiendauer und mehr Stress haben. Die Kompetenzen im selbstregulierten Lernen sind für den Lernerfolg sogar wichtiger als andere Einflussfaktoren wie die Intelligenz oder der sozioökonomische Hintergrund der Kinder.

Die Idee ist nicht neu. Bereits vor über 100 Jahren experimentierten erste Reformschulen in den USA mit individualisierten Methoden. Damals schon kritisierten fortschrittliche Pädagogen, dass das gleichgeschaltete Lernen in Jahrgangsklassen den unterschiedlichen Bedürfnissen der Kinder nicht entspricht.

In den reformfreudigen 1960er und 1970er Jahren gaben neue Erkenntnisse der Lernpsychologie und der Neurowissenschaften dem Ansatz zusätzlichen Auftrieb. Dabei ist allen Methoden gemeinsam, dass der Lernende nicht mehr nur als ein Gefäss verstanden wird, in das Wissen eingefüllt wird. Schülerinnen und Schüler sind nun aktive Teilnehmer an ihrem Lernprozess und werden zu «Meistern ihres eigenen Lernens».

Doch das sind Herausforderungen, an denen in der Realität selbst Mittelschüler oft scheitern. «Vor einigen Jahren führten Gymnasien im Kanton Zürich einen Versuch mit verschiedenen Formaten des selbstorganisierten Lernens durch, in denen die Schülerinnen und Schüler autonom arbeiten sollten», erzählt Yves Karlen. Die Hoffnung war, dass sich die Lernenden dabei nicht nur Wissen aneignen, sondern auch Kompetenzen im Lernen erwerben, die ihnen für das ganze Leben nützlich sein würden. «Der Versuch scheiterte», sagt Karlen. «Die Lernenden erreichten teilweise ihre Lernziele nicht und am Ende waren alle enttäuscht, sowohl die Schülerinnen und Schüler wie auch die Lehrpersonen.» Das Pilotprojekt zeigte die Schwachpunkte des selbstorganisierten Lernens auf, wie es damals praktiziert wurde: Die Schülerinnen und Schüler wurden alleingelassen. «Unsere Untersuchungen haben gezeigt, dass in diesem Bereich auch bei den Lehrpersonen ein Nachholbedarf beim Wissen besteht. Sie kennen das Konzept des selbstregulierten Lernens zu wenig und auch viele Missverständnisse sind weit verbreitet», sagt Karlen.

So glauben viele Lehrpersonen, dass sie in solchen modernen Lernlandschaften und anderen offenen Lernformaten die Verantwortung an die Kinder abgeben müssten oder könnten. «Sie denken fälschlicherweise, dass die Schülerinnen und Schüler das selbstregulierte Lernen dabei automatisch, quasi im Nebenbei, erwerben.»

Lehrpersonen höherer Schulstufen gehen zudem oft von der Annahme aus, dass die Kinder die Techniken schon aus der vorhergehenden Stufe mitbringen und bekunden auch Mühe darin, die entsprechenden Fähigkeiten der Kinder richtig einzuschätzen.

Genau wie die klassischen Wissensinhalte müssen jedoch auch die einzelnen Elemente des selbstregulierten Lernens immer wieder explizit vermittelt und geduldig eingeübt werden. «Die Kinder sollten wissen, was Lernstrategien sind, wann und wie sie diese einsetzen können und wieso sie es tun sollen.» So individuell ein Wochenplan aufgesetzt werden muss, so individuell sollten die Lehrpersonen die einzelnen Schritte mit den Schülerinnen und Schülern einüben.

Sich ein eigenes Lernziel setzen? Vormachen und erklären. Eine Lernstrategie, zum Beispiel ein Lerntagebuch führen? Nicht einfach beauftragen, sondern einüben und kontrollieren. Lerninhalte recherchieren und das Wissen abrufen? Üben, üben, üben. Und auch betreffend Motivation und Durchhaltewillen gibt es Techniken und Strategien, die geübt werden können.

Nachholbedarf bei Lehrpersonen

In ihrer neusten Studie, die vor kurzem im Fachjournal «Research Papers in Education» veröffentlicht worden ist, haben Yves Karlen und sein Team gezeigt, dass ein guter Unterricht von den eigenen Fähigkeiten der Lehrpersonen im selbstregulierten Lernen abhängt. Je besser eine Lehrerin oder



ein Lehrer die Lernstrategien selbst kennt, je mehr Erfahrung sie im selbstregulierten Lernen haben, umso besser vermitteln sie diese Fähigkeiten an ihre Schülerinnen und Schüler und umso erfolgreicher wird ihre Klasse darin.

Deshalb fordert der Erziehungswissenschaftler nun, dass diese Fähigkeiten auch in der Ausbildung der Lehrpersonen mehr berücksichtigt werden. Zwar gibt es in einigen Pädagogischen Hochschulen und Universitäten bereits Pflichtmodule für alle angehende Lehrpersonen, doch grösstenteils würden diesen Kompetenzen noch zu wenig Gewicht beigemessen.

«Es ist doch selbstverständlich, dass eine Mathelehrerin oder ein Mathelehrer Mathematik gut beherrscht, um dieses Fach zu vermitteln», sagt Karlen. «Doch bei den Methoden des selbstregulierten Lernens geht man oft davon aus, dass es jeder von allein kann, einfach, weil jeder schon einmal gelernt hat.»

Das Langzeitgymnasium muss erhalten bleiben

NZZ, 24. Oktober 2024, Meinung & Debatte, Robin Schwarzenbach

Die Linke will die «Schule der Elite» abschaffen. Sie zementiere Ungleichheiten, also sollen alle Kinder die Sekundarschule besuchen. Das wäre ein Affront gegenüber den besten Schülerinnen und Schülern. Von Robin Schwarzenbach

Die Gegner des Langzeitgymnasiums frohlocken. Die Möglichkeit, dass die besten Schülerinnen und Schüler nach der sechsten Primarklasse eine Mittelschule besuchen können, steht unter Beschuss. Der jüngste Angriff auf die «Schule der Elite» stammt von der Alternativen Liste (AL) in Zürich. Die linke Kleinpartei will das Langzeitgymnasium abschaffen. Das Anliegen dürfte auch unter Grünen und Sozialdemokraten Sympathien haben.

Die AL träumt von einer «Gesamtschule», vom Kindergarten bis zur zweiten Sek. In einer Motion im Zürcher Kantonsrat schreibt die Partei: «Alle Kinder und Jugendlichen sollen dieselbe Schule besuchen.» Eine Gesamtschule für alle, ohne Unterschiede. Eine schreckliche Vorstellung.

FDP-Präsident auf Abwegen

Die Gleichmacherei soll die Volksschule stärken. Aber ist das überhaupt nötig – so, wie die AL «Stärkung» versteht? Die Schweiz ist zu Recht stolz auf ihr durchlässiges Bildungssystem. Vier von fünf Jugendlichen machen nach der Primarschule die Sek und dann eine Lehre. Danach kann man über Umwege immer noch studieren, wenn man will.

Aber das reicht den Gegnern des Langzeitgymnasiums nicht. Sie stellen parallele Bildungswege grundsätzlich infrage – und erhalten dabei erst noch Unterstützung von einem prominenten Vertreter der FDP. Filippo Leutenegger, Präsident der Zürcher Kantonalpartei und Stadtrat in Zürich, sagte kürzlich in der NZZ: «Durch den Run aufs Gymnasium wird die Sekundarschule als Ganzes geschwächt.» Leutenegger hatte das Langzeitgymnasium auch schon als «Fehlkonstruktion» bezeichnet. Man könne auch nach der zweiten oder dritten Sekundarklasse ans Gymnasium wechseln.

Die deutlichen Worte des Präsidenten erstaunen, zumindest auf den ersten Blick. Die FDP gilt noch immer als die Partei der Bildungsbürger, die ihren Kindern das Beste ermöglichen wollen. «Freiheit vor staatlicher Einmischung. Leistung vor Umverteilung.» So steht es auf der Homepage der Zürcher Kantonalpartei geschrieben. Und jetzt sollen leistungsstarke Primarschüler in die Sekundarschule umverteilt werden?

Leutenegger steht damit ziemlich alleine da in seiner Partei – zumal die Märchen vom «Run» aufs Gymnasium und «jedem Handwerker seine Matura» nicht stimmen. Die Quote der Maturanden in Zürich ist stabil. Sie liegt seit Jahren bei rund 20 Prozent aller Jugendlichen. Doch das Kalkül von Leutenegger ist klar: Der Stadtzürcher Schulvorsteher ist von Amtes wegen für die Stadtzürcher



Sekundarschulen zuständig. Er will, dass die besten Schüler zuerst die Sek besuchen, bevor sie ins Kurzzeitgymnasium übertreten – oder sich für eine Lehre und damit gegen Matur und Studium entscheiden. Auch Leutenegger gilt als erklärter Anhänger der Berufsbildung. Er weiss, dass viele Firmen Mühe haben, geeignete Lehrlinge zu finden. Etwas mehr Konkurrenz zwischen Berufslehre und Mittelschule kann tatsächlich nicht schaden. Zumal anspruchsvolle Lehrberufe wie Polymechniker, Elektroniker oder Geomatiker ebenfalls nach den klügsten Köpfen eines Jahrgangs verlangen. Aber sollte man deswegen das Langzeitgymnasium abschaffen?

Es wäre ein fataler Entscheid – nicht nur für Zürich. Langzeitgymnasien gibt es bis auf den Kanton Schwyz auch in der Innerschweiz, in St. Gallen, Appenzell Innerrhoden, Glarus und in Graubünden. Es ist ein Standortvorteil, den andere Deutschschweizer Kantone nicht haben.

Dem sollte man Sorge tragen – und nicht einknicken gegenüber einer Erzählung, die seit Jahren als die eine reine Wahrheit herumgeboten und mit vermeintlich schlagenden Argumenten gegen das Langzeitgymnasium verwendet wird: Die Institution zementiere die ungleichen Chancen von Schülern aus bildungsnahen und solchen aus bildungsfernen Elternhäusern. Der Entscheid fürs Gymnasium komme für die meisten Sechstklässler zu früh. Die Aufnahmeprüfung setze Primarschüler viel zu sehr unter Druck – dies umso mehr, da die Zürcher Prüfung im vergangenen Jahr noch schwieriger geworden sei, wie die AL fälschlicherweise behauptet.

Richtig ist: Seit dem vergangenen Jahr müssen Vornoten und Prüfungsnoten im Durchschnitt mindestens eine 4,75 ergeben. Bis dahin reichte eine 4,5 oder mehr, um die Aufnahmeprüfung zu bestehen. Die Anhebung ist jedoch kosmetischer Natur. Die Hürde ins Gymnasium wurde nicht erhöht. Die Leistungen der Prüflinge werden lediglich etwas besser bewertet als früher, wie das Mittelschul- und Berufsbildungsamt betont.

Gleichwohl ist unbestritten, dass Kinder aus privilegierten Kreisen Vorteile haben bei der Gymiprüfung. Ihre Eltern waren häufig ebenfalls im Gymnasium und haben studiert. Sie leben ihnen vor, dass es sich lohnt, das Beste aus den eigenen Möglichkeiten zu machen. Ihnen wurde (hoffentlich) von klein auf vorgelesen. Und sie sprechen Deutsch zu Hause. In Zeiten, da selbst die Aufgaben der Mathematikprüfung immer mehr Textverständnis voraussetzen, ist das enorm viel wert. Und es ist klar, dass intelligente Kinder aus weniger gut situierten Familien hier nicht mithalten können. Aber wäre das wirklich anders, wenn alle Schülerinnen und Schüler erst ab der zweiten oder dritten Sek zur Aufnahmeprüfung antreten könnten?

Es ist nicht davon auszugehen. Der Druck, den Sprung ins Gymnasium dann zu schaffen, dürfte vielmehr zunehmen. Denn schliesslich würde es den anderen Weg – ins Langzeitgymnasium nach der Primarschule – in diesem Szenario à la AL nicht mehr geben. Das Abschaffungsbegehren ist nur schon deswegen widersinnig, da die Gegner des Langzeitgymnasiums etwas einfordern, was längst Tatsache ist: Wer in der sechsten Primarklasse noch nicht bereit ist fürs Gymi, kann mit 14, 15 Jahren das Kurzzeitgymnasium probieren. Doch um das eine noch zu unterstreichen, muss das andere in der verqueren Logik der Zürcher AL unbedingt verschwinden.

Hinzu kommt, dass die Linkspartei ihre Forderung mit zweifelhaften Argumenten zu stützen versucht: Der nationale Verband der Schulleiter hat nämlich herausgefunden, dass 55 Prozent seiner Mitglieder dafür oder eher dafür seien, das Langzeitgymnasium abzuschaffen. 40 Prozent sind dagegen oder eher dagegen. Dumm nur, dass bei dieser Umfrage auch Schulleiter in Kurzzeit-Kantonen mitmachen konnten. Und noch dümmer, dass Gymnasien gar nicht gefragt wurden. Die Rektoren der Mittelschulen sind in dem (Volksschul-)Verband nicht dabei – von ambitionierten Primarschülern, die wissen, dass sie ins Gymnasium wollen, ganz zu schweigen.

Hauptsache, umverteilen

Diese Kinder haben keine Lobby. Sie sind zu wenig interessant. Die Politik und die Medien befassen sich lieber mit benachteiligten und fremdsprachigen Schülerinnen und Schülern. Für sie ist der Sprung ins Langzeitgymnasium eine (zu) hohe Hürde. Das ist unfair, keine Frage. Gleiche Chancen



für alle – das hingegen klingt gut. Aber es gehört zur Illusion der politischen Linken, dass sich dieser Traum durch die Umverteilung der besten Primarschüler auf die Sekundarschulen realisieren liesse.

«Kinder und Jugendliche sollen voneinander und miteinander lernen», heisst es in der Motion der AL. Die guten Sek-Schüler helfen den weniger guten. Alle Schichten in einer Klasse, in einer Schule. Auch das ist ein schönes Bild. Es wird vorzugsweise von Linken bedient, die das Langzeitgymnasium abschaffen wollen, obwohl sie es selber durchlaufen haben und dort gefördert wurden. Künftige Generationen indes sollen sich bitte schön zuerst in der Sekundarschule abmühen. Ob das Niveau in der Sek dadurch steigen würde, ist zweifelhaft. Die Volksschule-für-alle-Romantik verkennt, dass sich der Mensch unterscheiden beziehungsweise an Gruppen orientieren will, die zu ihm passen. Gymnasiasten, Maturanden, Studentinnen, Hochschulabsolventen fühlen sich am wohlsten unter ihresgleichen, weil sie ihre geistigen Fähigkeiten so am besten entwickeln können.

Dasselbe gilt für Primarschüler, die aus eigenen Stücken nach der sechsten Klasse ins Gymnasium wollen – und nicht, weil sie ihren Freunden nacheifern oder von ihren Eltern unter Druck gesetzt werden. Beides kommt vor. Es ist ein unschönes Phänomen, das vor allem in wohlhabenden Quartieren der Stadt Zürich und am rechten Zürichseeufer seltsame Blüten treibt: Gymiprüfung-Vorbereitungskurse sind für die Anbieter ein gutes Geschäft. Aber auch hier lauern Fallstricke. Goldküstenkinder gehen nicht deswegen ins Langzeitgymnasium, weil ihre Eltern Geld haben und sich teure Trainings leisten können, die den Erfolg bei der Aufnahmeprüfung «garantieren» sollen. Diese Kurse bringen keine Gymnasiasten hervor. Der kausale Zusammenhang ist ein anderer. Die meisten Kinder gehen ins Gymnasium, weil sie gescheit sind, da ihre Eltern gescheit sind – Prüfungskurse hin oder her.

Schüler hingegen, die in Vorbereitungskurse gesteckt werden, weil ihre Eltern sie unbedingt durch die Gymiprüfung bringen wollen, dürften in der Mittelschule vor allem eines werden: unglücklich. Man sollte das Langzeitgymnasium nicht verklären. Es gibt andere Optionen, man kann es nicht oft genug betonen. Sechs Jahre Gymnasium sind eine lange Zeit. Für Kinder und Jugendliche indes, die gerne lesen, schreiben, lernen, nachdenken und Projekte realisieren, können es die besten Jahre sein. Die sollte man ihnen nicht nehmen – und auch nicht unnötig hinausschieben.

Abschaffung des Langzeitgymnasiums

NZZ, 30. Oktober 2024, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Die Idee, dass die besseren Schüler die weniger guten wie eine Lokomotive zu einem höheren Leistungsniveau mitziehen, ist gescheitert («Das Langzeitgymnasium muss erhalten bleiben», NZZ 24. 10. 24). Das Bildungsniveau ist auf Stufe Volksschule nach der letzten Schulreform nach unten nivelliert worden.

Soll die Schweiz weiter zurückfallen im internationalen Vergleich des Schulniveaus, dann muss eine solche Abschaffung des Gymnasiums vorangetrieben werden. Sowieso ist die Vorstellung, dass mit Geld der Zugang zu höherer Schulbildung erkaufte werden kann, schon seit über fünfzig Jahren obsolet. Damals scheiterten Schüler aus Internaten und Freigymnasien signifikant häufiger an den Hürden der propädeutischen Semester des Medizinstudiums als Abgänger der Kantonsschulen.

Intelligente Kinder werden einer Chance beraubt, woraus die weniger intelligenten auch keinen Nutzen ziehen können. Allein mit Geld lassen sich Mittelschule und Hochschule nicht bewältigen. Ironie des Schicksals ist, dass ausgerechnet ferne Abkömmlinge jener, die sich einst für bessere Chancen der Arbeiterklasse eingesetzt haben, nun dafür kämpfen, dass eine Stätte höherer Bildung abgeschafft wird.



Das duale Bildungssystem ist nicht in Gefahr, weil es Langzeitgymnasien gibt, sondern, weil sich die leistungsstärkeren den leistungsschwächeren Schülern anpassen müssen. Hier zeigt sich, dass die Schule heute unter Chancengleichheit schlechtere Chancen für alle versteht. Eine Schweizer Schultragödie.

Daniel Schlossberg, Zürich

Vier Gründe sprechen für die Beibehaltung des Langzeitgymnasiums: Ein modernes Bildungswesen zeichnet sich durch seine Vielfalt aus. Ein Teil davon ist das Langzeitgymnasium. Seine Existenz beeinträchtigt die vielen andern Ausbildungswege nicht.

In einer freiheitlichen Gesellschaft richtet sich der Bildungsmarkt nach Angebot und Nachfrage. Die Nachfrage ist da – warum das Angebot fallenlassen?

Drittens: Wird das staatliche Langzeitgymnasium abgeschafft, triumphieren die Privatschulen. Sie werden diese Möglichkeit anbieten – allerdings nur für zahlungskräftige Eltern.

Viertens: Gute, fleissige, lernfreudige Schülerinnen und Schüler werden heute in der Regel während sechs Jahren von den immer zahlreicheren Verhaltensauffälligen in der Klasse belastet. Sie haben ein Recht darauf, wenigstens nachher unter sich zu sein.

Helmut Meyer, Zürich

Ideologische Grabenkämpfe

NZZ, 1. November 2024, Meinung & Debatte, Leserbrief

In seinem Positionsbezug für das Langzeitgymnasium ortet der Autor wohl nicht zu Unrecht ideologische Motive beim Angriff der Alternativen Liste auf die «Schule der Elite» im Zürcher Kantonsrat («Das Langzeitgymnasium muss erhalten bleiben», NZZ 24. 10. 24).

So differenziert seine Analyse ist, sie bietet den Gegnern der sechsjährigen Ausbildung eine willkommene Angriffsfläche. Wenn er sagt: «Gymnasiasten, Maturanden, Studentinnen, Hochschulabsolventen fühlen sich am wohlsten unter ihresgleichen», und nachschiebt: «weil sie ihre geistigen Fähigkeiten so am besten entwickeln können», klingt das vielleicht weniger ideologisch, dafür aber umso elitärer. Gerade im Raum Zürich ist das Langzeitgymnasium für zu viele Eltern in erster Linie eine Frage des Prestiges.

Es gibt gute Gründe, an der sechsjährigen gymnasialen Ausbildung festzuhalten, gerade weil der Entwicklungsstand von Zwölfjährigen so unterschiedlich ist. Es gibt aber auch berechtigte Sorgen um die Qualität der öffentlichen Sekundarschule.

Wer die besten Schüler in die Sekundarschule integrieren will, müsste zeigen, wie man dort den ungleichen Begabungen und Voraussetzungen der Jugendlichen gerecht werden kann. Einmal mehr besteht in einer wichtigen Bildungsfrage die Gefahr, dass ideologische Grabenkämpfe eine sachliche Auseinandersetzung verhindern.

Thomas Bernet, Zürich



Schule ohne Selektion und Noten. Ist das die Lösung?

8. 9. 2024 Mario Andreotti

Ein Drittel der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz stünden unter hohem Stress. So das Ergebnis einer Stress-Studie der Pro Juventute. Daran sei die Schule mit ihrem Selektions- und Notendruck wesentlich schuld. Gefordert wird daher eine Schule ohne Selektion, in welcher der Leistungsdruck insgesamt sinken soll. Geht es nach der Idee vieler Schulleiterinnen und Schulleiter, so soll erst nach dem Ende der Oberstufe, also bei den Sechzehnjährigen selektioniert werden. Dabei gehe es um Chancengleichheit: Jugendliche, die in eine tiefere Sekundarstufe eingeteilt werden, seien für den Rest des Lebens stigmatisiert. Ähnlich tönte es bekanntlich schon im Zusammenhang mit der Einführung von Förderklassen.

Ist das aber Chancengleichheit, wenn schwächere Schülerinnen und Schüler bis zum Schulabschluss in der Regelklasse bleiben, ohne dass sie mit ihren leistungsstärkeren Kolleginnen und Kollegen mithalten können? Ist es nicht gerechter, jedem die Chance zu geben, in einer Klasse mit leistungsmässig etwa Gleichstarken zu lernen und so voranzukommen? Die Selektion erfüllt, indem sie es den Lehrkräften ermöglicht, besser auf die Bedürfnisse der Schüler einzugehen, eine wichtige pädagogische Funktion, auch wenn das eine Mehrheit der Schweizer Schulleiter nicht wahrhaben will. Auf jeden Fall wird mit einer Verschiebung der Selektion, bei der dann die Diskussion einfach später geführt werden muss, unser Schulsystem nicht gerechter.

Keine Frage: Die Schule kann auf eine Leistungsbeurteilung, sei es mit oder ohne Noten, nicht verzichten. Entscheidet sie sich für Noten, wie das an den meisten Schulen immer noch gängige Praxis ist, so wird ihr von den Kritikern unter anderem vorgeworfen, das klassische Notensystem bilde den individuellen Lernfortschritt der Kinder nicht ab. Zudem würden Schulnoten bei Eltern und Schülern für Stress und Angst sorgen. Die vermeintliche Erlösung von Leistungsdruck und Schulängsten dürfte denn auch ein wesentlicher Grund dafür sein, dass in einigen Schulen, so etwa in den Kantonen Aargau, Bern und Luzern, die Noten auf der Primar- und Oberstufe abgeschafft wurden und dass weitere Kantone diesem Trend folgen wollen. Dabei übersieht man gerne, dass Noten bei den Schülern häufig eine motivierende Wirkung, im Sinne eines «Weiter so!», entfalten. Nun sollen sie durch irgendwelche «Lernentwicklungsgespräche» ersetzt werden, die alles andere als echte Alternativen darstellen, denn entweder handelt es sich um geschönte Verbalgutachten oder sie sind in pauschalen Standardsätzen gehalten, mit denen Schüler und Eltern wenig anzufangen wissen. Dazu kommt, dass Leistungsbeurteilungen mit Worten die Psyche der Kinder oftmals mehr verletzen, als es Noten je tun könnten.

Eines ist sicher: Die Schule kann kein Ort ohne klare Leistungsbilanzen, keine Wohlfühloase sein, sonst befände sie sich in einem Elfenbeinturm - und das inmitten einer Leistungsgesellschaft. Schule heisst Lernen. Das erfordert Lernkontrollen und macht in der Tat manchmal keinen Spass. Insofern ist die von Reformpädagogen immer wieder erhobene Forderung, wir müssten von einer Schule wegkommen, die selektioniere, indem sie Prüfungsnoten setze, kritisch zu hinterfragen. Leistungen wollen nun einmal beurteilt werden, bewertet sein. Das ist auf allen Gebieten so. Ein Blick in den Sport würde genügen, um zu sehen, dass beispielsweise in einem Ski-Abfahrtsrennen Zehntels-Sekunden darüber entscheiden, ob jemand als Sieger aus dem Rennen geht oder nicht. Warum soll es ausge-rechnet in der Bildung, die unsere Gesellschaft als ihren wichtigsten Rohstoff preist, anders sein? Soll die Schule ihre Schüler auf ein erfolgreiches Leben in unserer Gesellschaft vorbereiten - und genau das verlangen ja Wirtschaft und Politik -, dann kommt sie am erzieherischen Grundsatz, dass zum Fördern immer auch das Fordern gehört, nicht vorbei. Mit einer zeitgeistigen Kuschelpädagogik, der eine Schule ohne Selektion und Noten vorschwebt, ist niemandem gedient.

Prof. Dr. Mario Andreotti ist Dozent für Neuere deutsche Literatur, Germanist, Historiker und Buchautor («Die Struktur der modernen Literatur» und «Eine Kultur schafft sich ab»). Er ist zudem ein profunder Kenner der schweizerischen Bildungslandschaft.



Veranstungshinweise

Digitale Hilfsmittel an den Schulen – ab welchem Alter und in welchem Mass?

Starke Volksschule Zürich, 4. November 2024

Referenten

Philipp Zopp, Sekundarlehrer, Wetzikon

Hedwig Schär, Primarlehrerin, Sirnach

Ort und Datum

Montag, 4. November 2024, 19:00

[Mehr...](#)

Digitale Hilfsmittel an den Schulen – ab welchem Alter und in welchem Mass?

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion
Montag, 4. November 2024, 19.00 Uhr
Pfarreizentrum Liebfrauen, Foyer, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich

Referenten: Philipp Zopp, Sekundarlehrer, Wetzikon
Hedwig Schär, Primarlehrerin, Sirnach

Digitale Hilfsmittel in der Oberstufe: Nur wenn sie einen klaren Mehrwert bieten

Philipp Zopp wird uns berichten, wie er in seinen Sek-Klassen digitale Hilfsmittel verwendet. In der Oberstufe ist dies mit Mass und passend zu den Lernzielen und Projekten sicher sinnvoll. Philipp Zopps Position: «Ich setze digitale Hilfsmittel im Unterricht gezielt und bewusst ein. Sie sollten nur dann verwendet werden, wenn sie einen klaren Mehrwert gegenüber analogen Methoden bieten, andernfalls sehe ich keinen Grund für ihren Einsatz.»

Philipp Zopp unterrichtet seit 13 Jahren als Klassenlehrperson in Wetzikon. In dieser Zeit begleitete er erfolgreich vier Klassenzüge (1. bis 3. Sek). Im Sommer 2023 begann er mit dem 5. Klassenzug. Er unterrichtet Mathematik, Natur&Technik (NT) und Sport.

Seit 10 Jahren begleitet Philipp Zopp auch Studierende der PHZH als Praxislehrer. Die künftigen Lehrpersonen erhalten durch die berufspraktische Ausbildung in seiner Klasse einen Einblick in den Schulleben und erwerben so schrittweise das Wissen und die Fähigkeiten, um den Unterricht zu planen, durchzuführen und zu reflektieren.

Gewalt und Mobbing in der Schule - braucht es ein Fach Empathie?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 20. November 2024

Referenten

Dr. phil. Maria Teresa Diez Grieser
(Psychotherapeutin, Zürich)

Simone Hunziker

(Krisenintervention, Uster)

Ort und Datum

Mittwoch, 20. November 2024, 18.30 – 20.30

OST – Ostschweizer Fachhochschule

Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

Grosser Plenarsaal, Parterre

[Mehr...](#)

VORTTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Gewalt und Mobbing in der Schule – braucht es ein Fach Empathie?

MITTWOCH, 20. NOVEMBER 2024, 18.30 – 20.30 UHR

Logo of Ostschweizer Kinderspital